**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel

**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber

**Band:** 15 (1939-1940)

**Heft:** 2

**Artikel:** Der Bürger im Wehrkleid : zur Psychologie des schweizerischen Soldaten

**Autor:** Guggenbühl, Adolf

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1066453

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der Bürger im Wehrkleid

## Zur Psychologie des schweizerischen Soldaten

*Von Adolf Guggenbühl*

**Illustration von H. Tomamichel**

Von den vielen Beobachtungen, die man im Militärdienst machen kann, ist wohl eine der interessantesten die: man kann Dienst tun, mit Bauern oder mit Arbeitern, mit Gebildeten, Halbgebildeten oder Ungebildeten, immer tauchen mit unfehlbarer Sicherheit die gleichen psychologischen Grundtypen auf, einer, der ununterbrochen spricht, einer, der unmässig und bei jeder Gelegenheit isst, einer, der immer schläft. Richtigerweise wird deshalb kein Soldatenfilm gedreht,

ohne dass diese Hauptfiguren dargestellt werden.

Gewiss, man findet diese charakterologischen Typen auch im Zivilleben, aber eigentlich nicht sehr häufig, vor allem aber nicht in dieser deutlichen Ausprägung. Wieso tauchen sie denn unfehlbar im Militär auf? Und durch welche geheimnisvolle Macht werden sie denn so verteilt, dass in jeder Einheit alle vorhanden sind? Doch sicher nicht durch das Kreiskommando.

Diese Erscheinung hat mich seit der Rekrutenschule beschäftigt, aber erst im jetzigen Aktivdienst wurde sie mir einigermassen verständlich. Es handelt sich hier um ein ganz ausgesprochenes Phänomen der Kollektivpsychologie. Die Kollektivität verlangt diese Typen. Sie will, dass gewisse Grundfunktionen des menschlichen Lebens durch Vertreter dargestellt werden. Sobald die Kollektivität beginnt, sich seelisch zu organisieren, also schon wenige Stunden nach dem Einrücken, geschieht die Verteilung der Rollen. Der Vorgang ist nicht bewusst, aber er kann trotzdem deutlich beobachtet werden. Mit unfehlbarer Sicherheit finden nach kurzer Zeit die Rollen ihre Träger. Selbst wenn der Zug oder die Gruppe so zusammengesetzt sind, dass eigentlich gar niemand da ist, der viel isst oder viel spricht, so wird die Rolle besetzt. Der Schauspieler ist dann schlecht, aber gespielt wird trotzdem.

Solche Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Man kann das Leben bei der Truppe nur dann einigermassen verstehen, wenn einem einmal die Erkenntnis aufgegangen ist, dass hier Erscheinungen der Kollektiv- und nicht der Individualpsychologie ausschlaggebend sind. Die Kollektivität aber folgt in ihrem Handeln andern Gesetzen als der einzelne Mensch. Eine Kollektivität ist nicht einfach die Summe aller Einzelwesen, die sie gebildet haben. Sie ist etwas Neues, eine Art Lebewesen für sich. Ein Bienenschwarm verhält sich anders als sich jede der einzelnen Bienen verhalten würde. Eine menschliche Kollektivität tut Dinge, die jeder Einzelne nicht tun würde.

Ich hatte einmal die Ehre, zusammen mit andern Miteidgenossen von einem Mitarbeiter einer Illustrierten gefragt zu werden: « Welches Ereignis hatte den grössten Einfluss auf ihr Leben? »

Ich habe damals ohne Zögern geantwortet: « Der Militärdienst. »

Das grösste und viele im Tiefsten erschütternde Erlebnis des Militärdienstes beruht aber gerade darin, dass er uns individualistisch erzogenen Einzelmenschen mit brutaler Deutlichkeit klar macht, dass sich unser ganzes Handeln verändert, sobald wir Teile einer Kollektivität werden. Diese Kollektivität ist im Militär je nach den äussern Umständen die Gruppe, der Zug oder die Kompagnie.

Natürlich finden sich diese Erscheinungen der Kollektivpsychologie auch im Zivilleben. Auch der Staat ist eine solche Kollektivität. Auch er kann etwas wollen, zum Beispiel Krieg, was jeder einzelne Bürger nicht will. Aber im Zivilleben sind alle diese Phänomene weniger deutlich. Wir bringen es deshalb fertig, sie zu ignorieren, weil diese Einsicht unsere persönliche Eitelkeit verletzt.

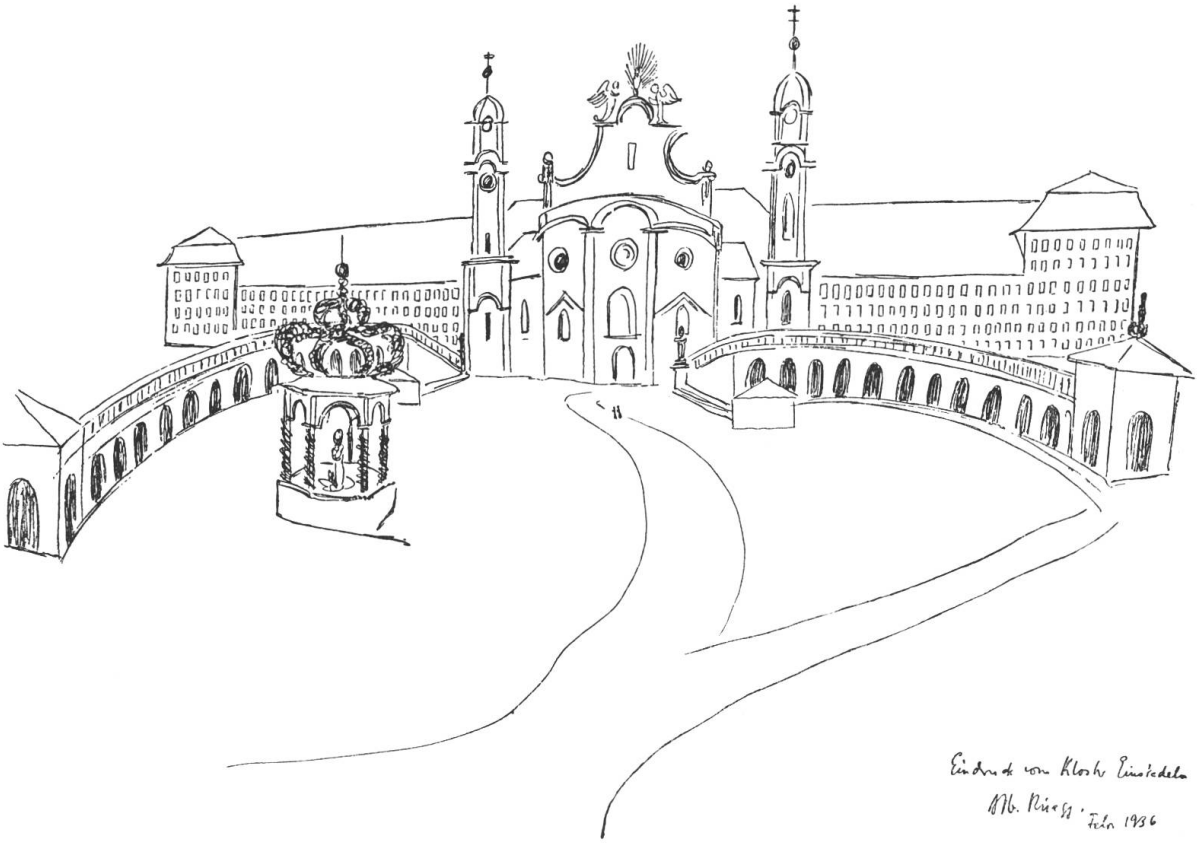
## Offizier und Truppe

Die Kollektivität hat also ihr eigenes Leben.

Eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaften ist ihre masslose Liebebedürftigkeit. Sie will hassen oder lieben, aber sie kann nicht neutral sein. Dem einzelnen Menschen mag eine solche Einstellung zu einem andern Menschen weitgehend gelingen, der Truppe nie.

Eine Kollektivität bemüht sich immer, die Liebe der Umwelt zu erwekken, das heisst in diesem Fall der Zuschauer oder der Vorgesetzten.

Soldaten können nie gleichgültig zwischen einem Spalier von Zuschauern hindurch gehen. Sie können nicht anders, als mit allen Mitteln die Zuneigung dieser Passanten zu erwerben



**Albert Rüegg** **Federzeichnung**

suchen. Häufig geschieht das auf eine sehr massive Art, durch krampfhaftes Witzereissen, forciertes Jauchzen und so weiter.

Das eigentliche Gefühlsobjekt der Truppe aber ist der Vorgesetzte. Der Offizier sieht deshalb seine Truppe nie, wie sie eigentlich ist. Sobald er auftaucht, beginnt diese zu schauspielern. Sie verhält sich so, dass sie ihm gefällt oder eventuell missfällt.

Es gibt für den einzelnen Soldaten fast keine Möglichkeit, sich diesem Zwang zu entziehen. Es besteht zwischen dem Zug und dem Zugführer ein ähnliches Verhältnis wie zwischen der Klasse und dem Lehrer, denn auch die Schulklasse ist ein Kollektivwesen, das ein eigenes Leben führt. Wenn der Lehrer einen Witz macht, und mag er noch so blöd sein, so *muss* die Kollektivität darauf eingehen, mag sie wollen oder nicht. Zum mindesten die schwächsten oder am meisten suggestiblen Glieder der Klasse werden sich zum Sprachrohr der Massenseele machen und Beifall lachen. Das geschieht nicht aus Servilität, es ist eine psychologische Notwendigkeit.

So wie der Lehrer den Geist der Klasse, so bestimmt der Offizier den Geist der Truppe. Sie muss sich so aufführen, wie er es von ihr erwartet. Sie wird sich krampfhaft Mühe geben, seinen Vorstellungen zu entsprechen. Je nachdem diese sind, werden sich die Soldaten in Humoristen, ernste und markige Gestalten oder in fluchende Landsknechte verwandeln.

Der Geist der Kollektivität ist nicht etwas Gegebenes. Deshalb ist die Vorstellung, welche der Offizier vom Wesen des Soldaten hat, so ausserordentlich wichtig. Besonders früher kam es häufig vor, dass diese Vorstellung durch ausländische Vorbilder ungünstig beeinflusst

war. In manchen Staaten erfreut sich ja der sogenannte gewöhnliche Soldat in normalen Zeiten keiner besonderen Achtung. In den Berufsheeren des Auslandes sammelte sich in vielen Fällen eine Art Menschen an, die moralisch weit unter dem Durchschnitt der Bevölkerung stand. Verfehlte Existenzen suchten dort eine Zuflucht, und es herrschte deshalb ein entsprechender Umgangston.

Aber auch in den auf allgemeiner Wehrpflicht aufgebauten Heeren mancher Nachbarländer rekrutierten sich die Soldaten eher aus den sogenannten untern Klassen der Bevölkerung. Allen, die es sich einigermassen leisten konnten, war Gelegenheit geboten, nach Absolvierung eines Examens in speziellen Einheiten den Militärdienst leisten zu können. In jenen Ländern galt deshalb der Soldat zu Recht oder Unrecht als ein primitiveres und unkultivierteres Wesen als der durchschnittliche Zivilist. « Soldaten hinten einsteigen », lautete die selbstverständliche Parole. Eine Soldatenwirtschaft war der Inbegriff eines unkultivierten Lokals. Ihren Niederschlag fand ihre Auffassung auch in dem, was man Militärhumor nennt, in den humoristischen Postkarten, Militärfilmen, wo der sogenannte gewöhnliche Soldat meistens eine ziemlich würdelose Rolle spielt.

Diese unschweizerische und undemokratische Vorstellung hat sich auch bei uns eingeschlichen. Auch bei uns kommt es hie und da vor, dass ein Offizier im Verkehr mit Soldaten glaubt, jenen ganz speziellen Ton anschlagen zu müssen, den man einer tiefer stehenden Menschenklasse anwendet, von der man vermutet, sie sei grundsätzlich anders als man selbst, gröber, undifferenzierter, materialistischer. Geschieht das, so empfindet die Truppe zwar ein dumpfes Unbehagen, aber sie kann sich nicht wehren. Gemäss dem Gesetz der Massenpsychologie ist sie viel mehr gezwungen, die von ihr erwartete Rolle zu spielen.

Ich habe einmal folgendes beobachtet : In einem Territorialbataillon marschierte ein Zug in die Kantine ab, um den obligaten Schübling mit Kartoffelsalat zu essen. Zufällig handelte es sich ausschliesslich um Leute, die im Zivilleben gehobene soziale Stellungen einnehmen, Versicherungsdirektoren, Prokuristen, Mittelschullehrer. Der Feldweibel, der den innern Dienst besorgte, wusste das nicht. Er war nach langem Auslandsaufenthalt frisch zu der Truppe eingerückt, und aus lauter Gewohnheit rief er deshalb, so wie er das vielleicht von der Rekrutenschule her gewohnt war: « Aber füehred eu aständig uuf und nöd, dass dänn öppe eine em andere de Schüblig ewägfrisst. »

Die Soldaten, die frisch aus dem Zivilleben kamen, fühlten sich natürlich etwas beleidigt und warfen sich degoutierte Blicke zu. Trotzdem ertönten sofort zwei Jauchzer, in jenem merkwürdigen animalischen Ton, den die Rekruten glauben ausstossen zu müssen, wenn es zum Essen geht. Der Zwang auf die Kollektivseele hatte wieder gespielt.

Jeder, der in den letzten Monaten Aktivdienst gemacht hat, wird bestätigen können, dass alle diese Dinge viel seltener vorkommen als während des Weltkrieges. Es scheint mir aber, es herrsche immer noch eine falsche Vorstellung vom richtigen militärischen Umgangston. Die Soldaten bedienen sich im Dienst einer viel gröbern Sprache als im Zivilleben, auch ihre Umgangsformen sind bedeutend unkultivierter. Das muss nicht so sein. Gerade in dieser Beziehung könnten die Vorgesetzten Wunder wirken, wenn sie sich von der ausländischen Vorstellung, ein grober Ton ge-

**Selbst wenn uns die Landesverteidigung einen Drittel unseres Nationalvermögens kosten sollte, sind wir, falls sie uns den Krieg erspart, gut weggekommen.**

**Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.**

höre sich nun einmal im Verkehr für Soldaten, frei machen. Wenn sie auf die genau gleiche Art sprechen, wie sie es selbst zu Hause gewohnt sind, dann wird sich auch die Truppe sofort zu ihrem normalen Umgangston zurückfinden.

## Verkleidete Zivilisten

Die Kollektivität mit allen ihren Nebenerscheinungen ist im Militär nicht zu vermeiden. Sie ist ein notwendiges Ergebnis der engen Lebensgemeinschaft. Sie ist aber auch vom militärischen Standpunkt aus eine Notwendigkeit. Nur wenn sie weitgehend durchgeführt ist, kann der Vorgesetzte überhaupt richtig befehlen. Der Zugführer muss seinen Zug so unter seinem Einfluss haben, als stände er einem einzelnen Lebewesen gegenüber.

Aus diesem Grund wird die Kollektivierung bewusst gefördert. Das, was man militärische Erziehung nennt, geht zum grossen Teil dahin. Eine Hauptaufgabe der Rekrutenschule beruht gerade darin, die auseinanderstrebenden Einzelpersönlichkeiten zu einer Einheit zusammenzuschweissen. Auch der Sinn des Drills liegt zum Teil in dieser Richtung.

Während aber der Vorgesetzte alles daran setzt, diese Gleichschaltung möglichst restlos durchzuführen, regt sich bei den Soldaten dagegen ständig ein mehr oder weniger bewusster Widerstand. Deshalb erfolgen nach jedem Einrücken immer wieder die gleichen Bataillons- oder Regimentsbefehle : « Es fehlt der Truppe an soldatischer Haltung. Die Leute sind noch nicht genügend Soldaten und noch zu sehr Bürger im Wehrkleid. »

Dieser stille Kampf spielt sich bei uns ab, seit es eine schweizerische Armee gibt. Er wird sich nie ganz vermeiden lassen, denn er hat tiefere Ursachen, die mit unserer Demokratie zusammenhängen.

Warum wehrt sich der Soldat gegen die Kollektivierung im Militär, trotzdem doch auch er einsehen muss, dass sie unbedingt nötig ist ?

Nicht nur deswegen, weil es immer schwer ist, das Ich beschneiden zu lassen, nicht nur, weil die Einordnung unbequem ist (sie ist ja gleichzeitig sehr bequem), sondern weil der Soldat fühlt: wenn ich mich restlos und endgültig in einen Soldaten verwandle, so vernichte ich damit Eigenschaften, die für den Bürger einer Demokratie unerlässlich sind.

Unser ganzes politisches Leben beruht darauf, dass es der Einzelne verstanden hat, sich gegen die Kollektivierung zur Wehr zu setzen.

Die ganze Art der Durchführung einer Landsgemeinde zum Beispiel ist sorgfältig daraufhin abgestimmt, zu verhindern, dass aus den einzelnen Bürgern, die im Ring stehen, eine Masse werde. Da ist kein Meer von Fahnen, da ist keine betäubende Musik, da ist keines jener Zaubermittel, welche den Verschmelzungsprozess befördern.

Man muss den Einzelnen nur ansehen, wie er dasteht : breitbeinig, bewusst misstrauisch, jeder eine Welt für sich.

Diese Technik ist der Ausdruck einer tiefen politischen Weisheit. In dem Moment, wo aus dem einzelnen Bürger eine Masse wird, ist eine freie Abstimmung nicht mehr möglich. Eine Masse ist nie frei. Sie ist den Waffen der Propaganda wehrlos ausgeliefert, ein willfähriges Werkzeug in der Hand des Führers. Jedes Volk, das sich im politischen Leben der Vermassung hingibt, fällt früher oder später unter eine Diktatur.

Auch die Anerkennung des Führerprinzips, das im Militär unerlässlich ist, bedeutete im Zivilleben den politischen Tod. Macht ist an sich böse oder zum mindesten gefährlich. Diese grosse historische Erkenntnis ist jedem Bürger unserer Demokratie in Fleisch und Blut übergegangen. Er ist deshalb ängstlich darauf bedacht, dass ein Einzelner nicht allzu mächtig werde, heisse er Orgetorix, Hans Waldmann oder Alfred Escher.

Trudi Egender-Wintsch

Blick auf Gaswerk Schlieren. Federzeichnung

Es ist für den freien Bürger eines freien Landes selbstverständlich, dass er die Autorität nie unbesehen hinnimmt, sondern dem Träger höchst kritisch gegenüber steht.

*Nicht allemal hat Stand Verstand,*
*Ein Niederer hat oft mehr erkannt.*

Das Sprichwort ist für die Bürger unserer Demokratie eine Binsenwahrheit.

Das Militär aber beruht auf dem Führerprinzip, muss auf dem Führerprinzip beruhen. Dort darf die Autorität nicht diskutiert werden, sonst entsteht das Chaos.

So wohnen zwei Seelen in der Brust jedes Einzelnen, diejenige des Soldaten und diejenige des Bürgers, und beide kommen einander notwendigerweise manchmal in die Quere.

Es ist aber unbedingt nötig, diese Hintergründe zu begreifen, wenn man die Einstellung des schweizerischen Soldaten zur militärischen Disziplin begreifen will.

## Die Überwindung der Spannung

Dieser Konflikt lässt sich bei uns nie ganz aus der Welt schaffen. Aber er lässt sich überwinden, und zwar dann, wenn es gelingt, aus der Kollektivität eine Gemeinschaft zu machen. Der Konflikt ist dann immer noch da. Aber er wird entgiftet, er verliert das Beunruhigende.

Zwang und Natur bilden fast unabhängig vom Willen des einzelnen Wesens unter gewissen Umständen eine Kollektivität. Der Geist aber formt gewollte Gemeinschaften, die gerade deshalb nicht mehr als Selbstvernichtung empfunden werden, weil sie gewollt sind.

Ein Soldat, der sich gegen die Kollektivierung sträubt, weil er sie als persönlich oder politisch gefährlich empfindet, leidet unaussprechliche Qualen. Während der Grenzbesetzung im Weltkriege

sind einzelne differenzierte Naturen an diesen seelischen Leiden innerlich fast zerbrochen. Für einen solchen Menschen ist zum Beispiel der Drill eine fast nicht zu ertragende Vergewaltigung seiner Persönlichkeit.

Bringt es aber der Soldat fertig, das, was er muss, auch zu wollen, dann wird ihn die Kollektivierung nicht mehr quälen, sondern sogar beglücken. Ein solcher Moment, wo dies wohl allen restlos gelingt, ist der Moment des Fahneneides. Auch dort ist der einzelne ein Teil einer Kollektivität, aber einer Kollektivität, die er bejaht, weil sie zur Gemeinschaft geworden ist. Die militärische Ordnung, die Achtungstellung, das Kommando erregen dann keine Widerstände bei ihm, er empfindet im Gegenteil diese Ordnung als organischen Ausdruck einer gewollten und richtigen Tatsache.

Über die äussere Tätigkeit unserer Truppen berichten die «Illustrierten» regelmässig. Aber das grosse innerliche Geschehen, das sich gegenwärtig bei unserer Armee abspielt, kann man nicht photographieren. Es beruht in nichts anderem als in der Umwandlung der Kollektivität in eine Gemeinschaft. In der Seele jedes Soldaten, in jedem Zug, in jeder Kompagnie geht dieser grosse Läuterungsprozess vor sich, unsichtbar nach aussen, aber deshalb nicht weniger wirklich.

Ein Beweis dafür, dass diese Gemeinschaftsbildung bereits zum grossen Teil verwirklicht wurde, liegt in der Kameradschaft, die überall herrscht.

Wenn man die Soldaten heute fragt, was der Hauptunterschied gegenüber dem Aktivdienst 1914—1918 sei, so bekommt man fast immer die gleiche Antwort: « Die Kameradschaft ist bedeutend besser. » Kameradschaft aber ist nur da, wo Gemeinschaft ist. Gleichschaltung allein genügt nicht, um Kameradschaft zu erzeugen.

Was ist der tiefere Grund, dass es unserer Armee in viel höherem Masse als 1914—1918 gelungen ist, eine wirkliche Gemeinschaft zu werden? Ich glaube, das kommt daher, dass wir heute im Gegensatz zur Zeit vor 25 Jahren eine grosse Idee haben, welche diese Gemeinschaft möglich macht: die Idee des Vaterlandes.

Selbstverständlich liebten wir auch früher unser Vaterland, sonst wäre es uns ja gar nicht möglich gewesen, den langen Grenzdienst, zwar mit Murren, aber immerhin pflichtgemäss zu absolvieren. Es scheint mir aber keine Frage, dass die Flamme der Vaterlandsliebe heute viel heller brennt, vor allem viel weitere Kreise erfasst hat als während des Weltkrieges.

Ich habe in den letzten zwei Monaten mehrere Male beobachten können, dass Soldaten am Abend in einer Wirtschaft ganz für sich « Rufst du mein Vaterland » sangen und sich dabei von ihren Sitzen erhoben. Nur, wer viel Militärdienst gemacht hat, kann ermessen, was das bedeutet. Im Zivilleben ist man rasch bereit, patriotische Lieder zu singen. Der Soldat, der der Wirklichkeit des Krieges viel näher steht, hat in dieser Beziehung gewisse Hemmungen. Er hat ein tiefes Misstrauen gegen alle Pathetik.

Heute aber ist es so, dass sich die ganze Truppe in einem geradezu leidenschaftlichen Patriotismus verbunden fühlt. Es sind wirklich, um ein Spittler-Wort zu gebrauchen,

*Mannschaften, wo der letzte Hund*
*ein Ideal im Hintergrund.*

Der Patriotismus scheint mir in unseren Verhältnissen die einzig mögliche Grundlage, um aus der Armee eine echte Gemeinschaft zu schaffen. Soldatische Tugenden, wie Korpsgeist, Treue und Ehre sind kein genügender Kitt. Sie mögen sich in ausländischen Armeen wirksam erweisen, aber nicht bei uns.

Ein eigentlicher Korpsgeist kann bei uns schon deshalb nicht aufkommen, weil zwischen Armee und Zivilbevölkerung gar kein eigentlicher Gegensatz besteht. Es ist deshalb ein Unsinn, wenn man bei uns von « guten Beziehungen zwischen Wehrmacht und Volk » spricht. Als ob das zwei verschiedene Teile des Volkskörpers wären! Volk und Armee sind bei

uns dasselbe. Die Armee ist einfach das bewaffnete Volk. Sie kann deshalb keinen besondern Korpsgeist, keine besondere Tradition und auch keine separate Ehre besitzen.

Auch die Treue gegenüber den Vorgesetzten kann in unserer Milizarmee niemals die Grundlage für die Gemeinschaft bilden. Es ist keine Frage, dass in der Geschichte grosse und erfolgreiche Armeen ihr Ethos aus der Treue gegenüber dem höchsten militärischen Führer, dem obersten Kriegsherr, erhielten. Dieses unbedingte Treueverhältnis mag die eigentlich treibende Kraft für die Truppen Alexanders des Grossen, Hannibals oder Napoleons gewesen sein. Der Gedanke der persönlichen Gefolgschaft ist aber unserem Wesen so fremd, dass sich darauf nie eine wirkliche Leistung aufbauen lässt. Wir müssen im Gegenteil eher darauf bedacht sein, allzu starke persönliche Bindungen zu verhindern, haben wir doch alle erlebt, dass diejenigen Soldaten, welche « für einen Offizier durchs Feuer gingen », Antimilitaristen wurden, wenn sie einmal das Pech hatten, einen Vorgesetzten zu erhalten, der ihnen nicht passte.

## Um jeden Preis

Der leidenschaftliche Patriotismus ist auch vom militärischen Standpunkt aus für unsere Armee eine bessere Grundlage, als ein auf rein militärischen Idealen aufgebauter Korpsgeist, soldatische « Härte » usw. sein könnte.

Sollte die Schweiz in einen Krieg verwickelt werden, so steht uns möglicherweise ein übermächtiger Gegner gegenüber. Es kommt nun alles darauf an, dass wir uns auch dann wehren, wenn ein Sieg unwahrscheinlich oder unmöglich sein sollte.

Diese Einsicht oder viel mehr diese Stimmung ist heute bei der Truppe allgemein.

Keine militärische Massnahme hat deshalb eine so tiefe Befriedigung ausgelöst, wie die vor Kriegsausbruch getroffene Anordnung, jedem Wehrmann einen Vorrat Munition nach Hause zu geben.

Jeder einzelne Soldat ist heute entschlossen, sich zu wehren, solange noch eine Ader in ihm lebt.

« Wenn wir hier auf unserm Posten abgeschnitten würden, so würden wir uns niemals ergeben, sondern einfach aus unsern Unterständen heraus solange schiessen, bis der letzte Mann tot wäre. »

Solche Aussprüche hört man jetzt häufig, und zwar wenn die Soldaten unter sich sind.

Die grossartige Idee, sich um jeden Preis zu wehren, ist aber gar nicht selbstverständlich. Sie ist aber sehr richtig. Es gibt wenige Beispiele aus der Geschichte, wo ein Volk, das freiwillig das grosse Blutopfer brachte, seine Unabhängigkeit dauernd verlor. Auch ein solcher Staat mag vorübergehend untergehen, aber die magische Kraft des Opfers der Vorfahren wird es den Enkeln ermöglichen, die Selbständigkeit wieder zu erlangen. Die Taten der Gegenwart wirken in der Zukunft, genau wie es die Taten der Vergangenheit in der Gegenwart tun. Dass wir uns heute noch unserer Freiheit erfreuen, verdanken wir dem Blute, das unsere Vorfahren für uns vergossen haben, auch in Fällen, wo es scheinbar sinnlos war. Sind wir zum gleichen entschlossen, so ist die Freiheit unserer Enkel gesichert.

Das sind aber Einsichten, die über den rein militärischen Gedankenkreis hinausgehen. Vom militärischen Fachstandpunkt aus wird man sich nur dann verteidigen, wenn wenigstens noch eine bescheidene Erfolgschance besteht. Der Nurmilitär, er kann so tapfer sein, wie er will, neigt dazu, « nutzloses » Blutvergiessen zu vermeiden. Die Idee der bedingungslosen Landesverteidigung, ohne jede Rücksicht auf den Erfolg, ist politischer Natur.

Um sie zu begreifen und ihr im Ernstfall nachzuleben, braucht es mehr als Soldaten, braucht es *Bürger im Wehrkleid.*